

The background is a classical painting depicting two men in conversation. On the left, an older man with a long beard and brown robes sits on a stone ledge, pointing his right hand towards the other man. On the right, a younger man in a green and white robe stands, leaning on a stone wall and gesturing with his hands as if speaking. The scene is set in a room with a large window or opening in the background, through which a landscape with a blue sky and clouds is visible. The painting style is characteristic of the 17th or 18th century.

Jürgen Plich

Entscheidung für die Freiheit

Überlegungen eines musizierenden
Künstlers zum Corona-Phänomen



Jürgen Plich
Entscheidung für die Freiheit

Überlegungen eines musizierenden
Künstlers zum Corona-Phänomen

Titelbild: Domenico Fetti, Vom Splitter und vom Balken
(um 1619, Metropolitan Museum of Art)

© 2020 Edition **KLAVIERSPIELKUNST**, Jürgen Plich

www.klavierspielkunst.at
www.selber-denken.eu

Vorwort

So mancher macht sich seine ureigensten Gedanken über das Corona-Phänomen, aber davon hört man nichts in der Öffentlichkeit. Nur sogenannte „Gesundheitsexperten“ reißen ihren Mund weit auf, und Politiker entscheiden über unseren Kopf hinweg. Dabei sind wir doch alle selbst Experten für unser eigenes Leben – müssen es sein.

Wie wir leben wollen – das kann uns keiner sagen und darf uns niemand vorschreiben.

Leider haben wir uns die Entscheidung über unser Leben aus der Hand nehmen lassen – jedenfalls für den Augenblick. Man hat uns überrumpelt, hat einmal laut „Gefährliche Pandemie!“ geschrieen, und schon waren wir verängstigt, stumm, gelähmt. Wir liegen am Boden und müssen uns nun langsam wieder aufraffen.

Die meisten von uns finden sich zum ersten Mal (nur wenige haben ja damals die „Wende“ mitgestaltet) in einer Situation wieder, die man *historisch* nennt. Jeder Einzelne wacht auf, reibt sich die Augen und muss erkennen, dass es auf *ihn persönlich* ankommt. Oder sollen etwa dereinst die Schulkinder in ihren Geschichtsbüchern lesen: „Die Menschen verpassten die Chance, ihre Freiheit zu erkämpfen, und ließen alles über sich ergehen“?

Meine Gedanken sind sicherlich nicht für jeden naheliegend. Sie beschäftigen sich nur am Rande mit den Fragen, mit denen wir täglich (Verzeihung!) regelrecht zugeschissen werden: mit zweiter, dritter, vierter oder Dauer-Welle, Lockdown, Beschränkungen, Lockerungen, Infektionen undsoweiter undsofort. Ich erlebe die Absurdität der Situation anders als mancher andere, das liegt an meinem Künstlerblick auf die Geschehnisse. Aber vielleicht sind diese zehn lose hingeworfenen Gedanken (bewusst immer auf zwei Seiten beschränkt) dennoch – oder grad' drum – für den einen oder anderen hilfreich.

Ich würde ähnlich persönlich gehaltene Gedanken gern auch von anderen Menschen lesen: von Bauern, Polizisten, Lehrern, Putzfrauen, Müllmännern, Kellnern, Müttern, Vätern, Kindern, Omas, Opas und vielen mehr. Wann löst die Vielfalt des Denkens und Fühlens endlich den ungenießbaren Meinungs-Einheitsbrei ab?

Wo sind die Fachleute für das geistige Band ?

Wie es scheint, spielen heute nur noch Naturwissenschaftler eine Rolle, und unter ihnen besonders die hochspezialisierten, die zu einem winzig kleinen Fachgebiet alles wissen, zum Beispiel die Virologen. Und von denen auch nur *einer*, der eben über dieses *eine*, „neuartige“, mutierte Virus *alles* weiß. Nur wie man es in den Gesamtzusammenhang unserer Lebenswirklichkeit einordnen sollte – da hört die Weisheit auf. Das nennt man „Fachidiotentum“ und hat einer schön beschrieben, der schon seit fast 200 Jahren tot ist. Er hieß Johann Wolfgang Goethe. Er lässt in seinem „Faust“ Mephisto (den Teufel) sagen:

*„Wer will was Lebendigs erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist heraus zu treiben,
Dann hat er die Teile in seiner Hand,
Fehlt leider! nur das geistige Band.“*

Ja, was die „alte“ Kultur uns heute noch alles geben kann, ist gewaltig. Dieser kleine Vierzeiler ist natürlich nur ein winziges Tröpfchen des geistigen Meeres, aus dem man schöpfen könnte, um sich ein Urteil darüber zu bilden, was wir jetzt erleben. Der „Faust“ allein bietet schon Stoff für Jahre.

Doch heute ist die Zeit, da man Menschen, die „nur“ über geistige und künstlerische Fähigkeiten verfügen, ungestraft ignorieren oder gar verlachen darf. Sie haben ja weder Ahnung von Medizin noch von Politik und sollen am besten den Mund halten! An diese Weisung halten sich erstaunlicherweise die meisten meiner Kollegen. Wir sitzen am Katzentisch und müssen froh sein, wenn wir den Schwachsinn, der uns umgibt, illustrieren und bedudeln dürfen. Nie konnten wir uns mit dem armen Barden Troubadix aus den Asterix-Geschichten solidarischer fühlen als heute ...

Nichts da, liebe Kollegen und Kolleginnen Musiker (aber auch Philosophen, Theologen, Dichter, Altphilologen etcetera)! Kommen wir aus unserer Ecke, in der wir verschüchtert sitzen, und stehen wir selbstbewusst zu dem Anspruch, Fachleute zu sein: Fachleute für die Dinge der seelischen und geistigen Welt! Wir haben zum jetzigen Geschehen eine *fachliche Expertise* abzugeben! Wer sich

mit Bach, Mozart, Beethoven, Schumann, Liszt, Chopin, Brahms, Busoni und deren geistigem Umfeld beschäftigt, weiß nicht nur, welches die Säulen sind, auf denen wir stehen, sondern sieht auch, wie gerade Hand an sie gelegt wird. Wenn wir nicht aufpassen, werden sie sogar abgerissen – aber ich höre keine lauten Warnrufe.

Ich zitiere einen weiteren Komponisten, Franz Schubert, der (was kaum jemand weiß) ein politisch denkender Mensch war während der autoritären Metternich-Zeit in Österreich, in der – wie heute, wenn auch im Einzelnen anders organisiert – Zensur und Schikane an der Tagesordnung waren. Er verzweifelte offenbar an der Lethargie seiner Generation und schrieb 1824 folgendes Gedicht (von mir behutsam modernisiert):

Klage an das Volk

*O Jugend unsrer Zeit, du bist dahin!
Die Kraft zahllosen Volks, sie ist vergeudet.
Nicht einer von der Meng' sich unterscheidet,
Und nichtsbedeutend all' vorüberziehn.*

*Zu großer Schmerz, der mächtig mich verzehrt
Und nur als letztes jener Kraft mir bleibt!
Denn tatlos mich auch diese Zeit zerstäubet,
Die Großes zu vollbringen mir verwehrt.*

*Im siechen Alter schleicht das Volk einher,
Die Werke seiner Jugendzeit nennt's „Träume“,
Verspottet dümmlich jene gold'nen Reime,
Nicht achtend ihren kräft'gen Inhalt mehr.*

*Nur dir, o heil'ge Kunst, ist's noch gegönnt,
Im Bild die Zeit der Kraft und Tat zu schildern
Um weniges den großen Schmerz zu mildern,
Der nimmer mit dem Schicksal sie versöhnt.*

Das war vor ziemlich genau zweihundert Jahren. Kommt uns dieses Lebensgefühl nicht irgendwie bekannt vor?

Phantasie ist das Gegenteil von Alternativlosigkeit

Ich gehe nur selten in Konzerte. Wenn ich es mit Freunden doch tue, sind sie meist begeistert und ich entäusche sie, indem ich sage: „Nein, das hat mich nicht befriedigt“. – Warum nur? Musizieren etwa alle Musiker außer mir schlecht? Nein, natürlich nicht. Aber trotzdem höre ich in meinem inneren Ohr unzählige Möglichkeiten, wie man die Musik beleben könnte, die die Musiker links liegen lassen. Wo meine Freunde sagen: „Das fand ich schön“, muss ich oft entgegenen: „Das hätte noch viel schöner sein können – und sollen!“

Ach! – wie oft, wenn ich in Proben oder in Diskussionen mit Kollegen solche Möglichkeiten aufzeigte, wenn ich vorschlug, mehr Farbigkeit, mehr Variabilität, mehr Freiheit zu wagen, wie oft habe da ich gehört: „Nein, das ist übertrieben!“ – „zu romantisch“ – „eine überholte Auffassung!“ – „so kann man das heute nicht mehr machen“. So entsteht, selbstverständlich mit hochintellektueller Rechtfertigung, ein weitgehend standardisiertes Musizieren. – „So kann man das heute nicht mehr machen“: Ach ja? Warum denn nicht? Sind wir etwa heute „endlich“ und nach vielen glücklich überwundenen Irrwegen an einem Punkt unüberbietbarer Aufgeklärtheit angekommen? Viele glauben das wirklich und machen sich nie klar, dass auch der winzige historische Augenblick, in dem wir zufällig gerade leben, von unhinterfragten Gewohnheiten bestimmt wird, über die man sicherlich in hundert Jahren lachen oder die Nase rümpfen wird.

Goethe hat uns in seinem „Faust“ mit dem Famulus Wagner den Prototyp eines phantasielosen Intellektuellen vor Augen gestellt. Auch er ist der Meinung, man könne an der Geschichte ablesen, „*wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht.*“ Dass man es auch woanders hin hätte bringen können, fällt dem guten Mann nicht ein. Einer solchen Geisteshaltung schleudert Goethe an anderer Stelle den Satz entgegen: „*Wer nicht von dreitausend Jahren sich weiß Rechenschaft zu geben, bleib im Dunkeln unerfahren, mag von Tag zu Tage leben.*“ Ich kann nur demütig bekennen: dreitausend Jahre überblicke ich nicht. Aber dass wir im Jahre 2020 *die* alternativlose, einzig mögliche Art und Weise zu leben, zu fühlen, zu denken erreicht hätten, scheint mir eine gar zu abstruse Vorstellung zu sein.

Ich sagte: Musiker lassen viele Möglichkeiten, die Musik zu beleben,

links liegen. – Warum? Ihnen fehlt die innere Freiheit. Sie haben sich nicht in einem bewussten Willensakt dazu ermächtigt. Angelernte Konzepte über Stil, Professionalität, Aufführungspraxis und guten Geschmack hindern sie daran. Ich weiß, wovon ich rede, denn das ging mir (und geht mir zuweilen auch heute noch) ebenso. Jede Aufführung erfordert immer wieder neu den Willensakt zur Freiheit!

Die Freunde, die mit mir ein Konzert besuchen, bedauern mich zuweilen, weil ich, wie sie meinen, die Musik nicht genießen kann. Das stimmt aber nicht unbedingt: Ein mittelmäßiges Konzert zu hören, ist ein durchaus kreativer Akt, denn nicht nur das zu hören, was vorge-
setzt, sondern auch das, was ausgelassen wird – was möglich wäre!
– das ist eine Herausforderung für meine Phantasie.

Phantasie ist Vorstellungskraft: Wir müssen uns *vorstellen* können, dass etwas *radikal anders* sein könnte als das, was uns vorgesetzt wird. Wer wie Frau Merkel von Alternativlosigkeit faselt, will uns diese Fähigkeit rauben. Phantasie ist *nicht* die Spinnerei eines abgedrehten Künstlers, sondern eine *Disziplin* im Kosmos des Denkens. Ich höre in Diskussionen oft: „Also *das* kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen!“ Es ist aber wichtig, sich *alles* vorstellen zu können! Das bedeutet nicht, dass alles stimmt, was man sich vorstellen kann, aber *denken* muss man es können! Alles ist übrigens auch schon einmal dagewesen, vor allem (zu allen Zeiten!) die Erhebung des Irrsinns zur „Staatsraison“. Sollten ausgerechnet wir, die wir's „*so herrlich weit gebracht*“, dagegen immun sein? – Wieso?

Zur jetzigen Situation: Wieviel Phantasie braucht es, um folgendes zu erkennen?: Man schwächt im Moment das Volk, statt es zu stärken; der Stress, der das Land erfasst hat, ist ein tödliches Gift und arbeitet dem Virus (falls es existiert) zu. Ich, der ich gewöhnt bin, mir *alles* vorzustellen, konnte mir von Beginn an ausmalen, was es bedeutet, Altenheime zu Gefängnissen zu machen, Schulen zu schließen, Kinder bei überforderten Eltern mit Zukunftsängsten in beengten Wohnverhältnissen einzusperren und einen Mummenschanz zu veranstalten. Jeder mit einem Mindestmaß an Phantasie Ausgestattete weiß, dass das in eine multiple Katastrophe führen *muss*.

Oft frage ich mich: Ist ein solcher Mangel an Phantasie überhaupt denkbar? Oder muss man Börsartigkeit unterstellen?

Gibt es alles, was es „gibt“ ?

Das eine Mal werde ich gefragt: „Was sagen Sie denn zu der Corona-Pandemie?“ Ein anderes Mal werde ich gefragt: „Was halten Sie von dieser oder jener (musikalischen) Interpretation?“ Vor beiden Fragen werde ich stumm. So verschieden sie sind, ähneln sie sich. Beide sind Fallstricke; sie setzen etwas voraus, was man schlechterdings nicht voraussetzen darf, wenn man redlich sein will. Sie setzen voraus, dass es das, wovon sie reden, auch wirklich *gibt*. Sie sind Paradebeispiele dafür, was man „Framing“ nennt.

Wer hat eigentlich als erster den gestaltenden Vortrag eines musikalischen Werkes als „Interpretation“ bezeichnet? Ich weiß es nicht. Aber schon Maurice Ravel soll dazu gesagt haben: *„Meine Musik soll nicht interpretiert werden, es genügt, sie zu spielen“*. Ein schönes Bonmot; es sollte für alle Musik gelten. Ich habe mich früher oft gefragt, was mir wohl fehlt, weil ich nie das Gefühl hatte, eine Musik zu „interpretieren“. Ich versuchte die Musik so gut wie möglich zu verstehen und spielte dann, wie ich sie empfand – Punkt! Als ich später immer öfter Gelegenheit hatte, auch Aufnahmen meines Spiels zu hören und Videos davon zu sehen, stellte ich mit einem gewissen Erstaunen fest, dass ich den Stücken durchaus meinen Stempel aufgedrückt hatte. Aber war das eine „Interpretation“?

Heute meine ich: Die Vorstellung einer „Interpretation“ im Sinne eines intellektuellen Konzeptes, nach dem man sein Spiel ausrichtet, führt ins Abseits. Man kommt auf diese Weise nie an den Punkt, um den es geht, weil das intellektuelle Konzept den Kräften des Unbewussten den Weg verstellt. Ein Musiker, der das Werk verstanden hat, spielt es *als der Mensch, der er ist*. Nicht mehr und nicht weniger. Je mehr er beim Spiel der bleibt, der er ist, desto kraftvoller und überzeugender wird sein Spiel sein, je braver er sich aber eine „Interpretation“ im Sinne eines vorgefertigten Konzeptes überstülpt, umso weniger elementar wird sein Spiel auf den Hörer wirken. Er verwirkt die Möglichkeit, dass „Es“ aus ihm heraus spricht!

Die Idee, dass es „Interpretationen“ geben müsse, ist also bereits eine unzulässige Einengung der Möglichkeiten, wie Musik wiedergegeben werden kann. Und da das Wort so schön anspruchsvoll klingt, ist eine Wertung gleich mitgeliefert: Wer einfach „nur“ spielt,

vielleicht sogar aus einem unterbewussten Empfinden heraus, der ist nach dieser Ideologie dem bewusst „Interpretierenden“ unterlegen. So hat Musikkritik auch jahre-, wenn nicht jahrzehntelang funktioniert: Ein bestimmter Typus Musiker wurde favorisiert, und manche der „Intellektuellen“, die für dieses Framing verantwortlich waren, konnten sogar Professorenstellen an Musikausbildungsinstituten erobern – mit verheerenden Konsequenzen für die Qualität der Musikausübung.

Wie die „Interpretation“ ist auch die „Corona-Pandemie“ nichts weiter als eine Denk-Konstruktion. Das Wort „Pandemie“ kann übrigens nicht allzu alt sein; wahrscheinlich ist es ein Kunstwort, das in Analogie zu „Epidemie“ gebildet wurde. Jedenfalls fand ich in einem Wörterbuch von 1940 wohl „Epidemie“, nicht aber „Pandemie“. Und unter einer „Pandemie“ wurde nicht einmal immer dasselbe verstanden! Die Weltgesundheitsorganisation hat 2009 einfach die Definition geändert. Nach der alten Definition hätte man jetzt gar keine Pandemie ausrufen können, weil dafür weitaus „zu wenige“ Menschen schwer erkranken und sterben.

Wer gefragt wird, was er „zu der Corona-Pandemie“ sage, wird also aufs Glatteis gelockt. Fast jeder öffentlich redende Experte fällt darauf herein, indem er den Begriff überhaupt akzeptiert. – Aber was soll der scheinbar weit hergeholte Vergleich mit dem Begriff „Interpretation“? Nun, das Prinzip das „Framings“ greift überall! Es ist ein Virus, das alles und jedes infizieren, sich auch im scheinbar unverfänglichsten Gebiet festsetzen kann. Zu schnell passiert es, dass man ein Wort übernimmt, es sich unüberlegt zu eigen macht und zulässt, dass es ins Hirn rutscht, wo es fortan sein Unwesen treibt.

Es ist ein Unterschied, ob wir von „Schwangerschaftsabbruch“ oder von der „Tötung Ungeborener“ sprechen, ob von „Raubtierkapitalismus“ oder von „Neuer sozialer Marktwirtschaft“, ob von „Kritischer Wissenschaft“ oder von „Verschwörungstheorien“. Jeder kann den Angriff auf unser Denken mittels willkürlicher und gezielter Begriffssetzung in seinem ureigensten Lebens- und Wirkungsbereich wahrnehmen, wenn er seine Sinne dafür schärft: auch der Musiker, wenn er sich einem Begriff wie „Interpretation“ gegenübergestellt sieht.

Klar denken heißt: Jeden (!) Begriff überprüfen!

Der Urtext

Ein Musiker, der klassische Werke selbstverantwortet spielen will, muss diese Werke unvoreingenommen anschauen und darf nicht die Ideologie eines anderen, und sei es noch so kompetenten Vorbildes übernehmen. Vor ca. 30 Jahren traf ich einmal eine russische Musikstudentin, die ein Bach-Präludium aus Noten spielte, welche mit Vortragszeichen übersät waren: Ihr Professor hatte sie ihr hineingeschrieben und damit die Anschlagsweise für jede einzelne Note vorgegeben! Ihre jammervolle Aufgabe war es nun, dies minuziös umzusetzen.

Diese Methode des Lernens erzieht zur Unfreiheit. Echte Musiker und gute Pädagogen hingegen haben ihre Schüler schon immer zum selbstverantworteten Umgang mit dem Notentext ermutigt. Bereits seit mehr als 100 Jahren gibt es Notenausgaben, die sich mit dem schönen Untertitel „Urtext“ schmücken. Das bedeutet, dass der Herausgeber sich darum bemüht hat, den handschriftlichen oder in Erstaussagen abgedruckten Notentext des Komponisten so getreu wie irgend möglich abzubilden. Oft ist das gar nicht leicht: Komponisten schrieben manchmal undeutlich oder hatten merkwürdige Angewohnheiten beim Notieren ihrer Ideen. Bei manchen Komponisten weiß man nicht: Sollen bestimmte Noten verschiedener Stimmen gleichzeitig oder hintereinander gespielt werden? Sind hier oder dort Staccatopunkte oder Betonungskeile gemeint? Beginnt dieser oder jener Legatobogen mit der ersten, mit der zweiten Note (oder irgendwo dazwischen)? Tauchen solche Probleme auf, verfasst der Herausgeber einen „Kritischen Bericht“ und listet jeden dieser Fälle sorgsam auf, damit der Spieler sich sein eigenes Urteil bilden und entscheiden kann, wie er damit umgehen möchte.

Man glaube aber nicht, wenn diese Fragen geklärt oder entschieden sind, wäre endgültig klar, wie ein Stück zu spielen ist. Weit gefehlt! Wer einen Urtext in ein lebendiges Musikerlebnis verwandeln will, muss sich weitergehende Fragen beantworten, zum Beispiel: Was bedeutet eine Tempoangabe wie „Adagio“, „Allegro“ oder „Presto“ bei Bach, bei Mozart, bei Beethoven, bei Brahms (denn die Bedeutung solcher Worte hat sich in der Geschichte ja gewandelt)? Oder: Wieso sind zwei gleichlautende Stellen mit verschiedenen Spielvorschriften versehen? Ist das Nachlässigkeit oder Akribie, mit anderen

Worten: War dem Komponisten die Vortragsweise so *wenig wichtig*, dass er sich selbst nicht darauf festlegen konnte, oder war es ihm im Gegenteil *besonders wichtig*, dass man das jedes Mal anders spielt? Was spricht für die eine, was für die andere Möglichkeit? – Hunderte solche Dinge müssen selbstverantwortet entschieden werden.

Das alles zu überlegen und durchzustudieren, hilft dem Spieler dabei, schließlich eine eigene Vision des Werkes zu entwickeln. Während des Vortrags auf der Bühne immer noch über das eine oder andere Detail nachzudenken, taugt nichts: Er muss das Stück spielen können, als improvisiere er es gerade. Wenn diese Wirkung eintritt, weiß und spürt der Hörer, dass der Spieler bis zum Kern des Werkes vorgedrungen ist. Diese Überzeugungskraft kann das Musizieren niemals gewinnen, wenn es auf dem Gehorsam gegenüber den Vorschriften eines noch so kompetenten Lehrers beruht.

Quellenstudium ist also das Alpha und Omega der klassischen Musikausübung. Es gibt kaum einen anderen Berufszweig, in dem das Zurückgehen auf die Quelle als einzig zuverlässige Auskunft so entscheidend für das Gelingen der Arbeit ist wie im klassischen Musikertum. Musiker sind darin geübt wie wenige andere.

Aus reiner Gewohnheit halte ich mich deshalb auch in der jetzigen Krise, die ich eine *Informationskrise* nennen möchte, grundsätzlich nur an die Quellen, an den „Urtext“. Was die Zeitungen melden, was das Radio meldet, was alternative Medien melden: All das interessiert mich genau so stark wie die Vortragszeichen des anfangs erwähnten russischen Klavierprofessors: gar nicht! Sondern wenn ich eine Nachricht höre, suche ich mir sofort den „Urtext“ heraus. Eine Meldung wie „Professor der Uni Hintertupfingen findet dies und das heraus“, glaube ich erst, wenn ich die entsprechende Studie selbst im Internet gefunden und gelesen habe. Und die täglichen Meldungen über die vielen Neuinfektionen würde ich auch nur dann glauben, wenn ich diese in den wöchentlichen Bulletins des Robert-Koch-Institutes bestätigt fände. Diese aber melden seit vielen Wochen immer dasselbe, nämlich dass der Prozentsatz der positiv auf „Corona“ Getesteten (das sind keine Infizierten und erst recht keine Kranken!) in Deutschland bei *eins* liegt – unverändert.

Und ich – das habe ich so gelernt – halte mich *immer* an den Urtext.

Relativität

Ich finde es bemerkenswert, dass heute jedes Kind schon einmal etwas von der *Relativitäts*-Theorie gehört hat, dass aber gleichzeitig das Bewusstsein dafür, dass in unserer Lebenswirklichkeit alles relativ ist, erstaunlich gering ausgeprägt ist. Das haben die Menschen, die vor der Entdeckung der Relativitätstheorie lebten, irgendwie besser verstanden!

Absolute Zahlen beherrschen unsere Welt. Als Musiker kann ich das daran ablesen, dass man von mir erwartet, dass ich ein Musikstück in einem bestimmten genau definierten Zeitmaß spiele, das „objektiv“ gemessen werden kann. Durch die moderne Aufnahmetechnik kann das auch jederzeit überprüft werden; wir werden da behandelt wie die Sportler beim 100-Meter-Sprint. Auch manche namhafte Musikkritiker, also „Gelehrte“, entblöden sich nicht, solche Messungen durchzuführen. So besprach Joachim Kaiser in einem Buch das Problem, dass die Metronomangabe für den ersten Satz von Beethovens „Hammerklaviersonate“ ein rasend schnelles Tempo vorgibt, das aber kaum ein Pianist nimmt. Kaiser fand für diesen Sachverhalt die „fabelhafte“ Formulierung „Hammerklaviersonaten-Rechtslage“, setzte also unbotmäßige Künstler bildlich auf die Anklagebank.

Ein derartiges Verfahren war bis weit ins 19. Jahrhundert undenkbar: Man ging ins Konzert und war auf den *Eindruck* angewiesen, den man dort empfing. Mangels Tonaufnahmen konnte man das Konzert von Pianist A in puncto Tempo und Lautstärke nicht „objektiv“ mit dem von Pianist B vergleichen: Gut möglich, dass B den Eindruck von mehr Tempo und Dynamik vermittelte, aber „in Wirklichkeit“ langsamer spielte als Kollege A! Das störte den Kritiker nicht und das Publikum noch weniger. Ich bin überzeugt: Man erfasste die Wirklichkeit auf diese Weise besser. Die Messbarkeit von allem und jedem ist eine Plage – und entfernt uns von der Wirklichkeit, statt uns näher an sie heran zu führen.

Wir aber halten Messinstrumente für einen Segen. Wir glauben, ein Aspekt der Wirklichkeit, der vorher verborgen war, werde durch sie offenbar, und zwar *objektiv*. Was wir dabei vergessen, ist folgender Sachverhalt: Es musste doch irgendwann zunächst einmal eine durchaus *subjektive* Entscheidung vorausgehen, diesen quantitati-

ven Aspekt der Wirklichkeit ins Zentrum der Aufmerksamkeit zu stellen. Daraufhin erst entwickelte man diese Instrumente, die nun für sich beanspruchen, eine absolute Wirklichkeit abzubilden.

Das ist ein philosophischer Denkansatz, der zwar sehr lohnend weiterverfolgt werden kann, den wir aber hier nicht vertiefen wollen. Bleiben wir getrost einmal an der Oberfläche, bei einer leicht nachvollziehbaren Betrachtung: In der jetzigen Situation sind es ja neben bestimmten suggestiv wirkenden Fernsbildern vor allem *absolute* Zahlen, die uns Angst machen. Und interessanterweise fragt kaum jemand nach der *relativen* Bedeutung dieser Zahlen.

Die *absoluten* Zahlen sind erschreckend: Immer wieder sollen tausende Menschen neu mit dem Sars-CoV2-Virus infiziert sein, und das sind große Mengen, entsprechend der Einwohnerzahl ganzer Großstädte. Der Wirkung solcher Zahlen kann man sich kaum entziehen. Darum muss jemand, der nüchtern rechnet, die absoluten Zahlen herunterbricht und zeigt, dass *relativ* zur Anzahl der Testungen die Zahl der sog. „Infizierten“ in Deutschland seit Wochen bei nur ca. *einem* Prozent liegt, sich unter Umständen vorwerfen lassen, er verharmlose und es fehle ihm an Respekt vor dem einzelnen Schicksal. Der Vorwurf ist verfehlt. Mit Zahlen muss man umgehen und sie *ins Verhältnis setzen* können, um nicht gedanklich in des Teufels Küche zu geraten!

Tabelle 4: Anzahl der SARS-CoV-2-Testungen in Deutschland (Stand 06.10.2020, 12:00 Uhr); *KW=Kalenderwoche

KW* 2020	Anzahl Testungen	Positiv getestet	Positivquote (%)	Anzahl übermittelnde Labore
Bis einschließlich KW10	124.716	3.892	3,12	90
11	127.457	7.582	5,95	114
12	348.619	23.820	6,83	152
13	361.515	31.414	8,69	151
14	408.348	36.885	9,03	154
15	380.197	30.791	8,10	164
16	331.902	22.082	6,65	168
17	363.890	18.083	4,97	178
18	326.788	12.608	3,86	175
19	403.875	10.755	2,66	182
20	432.666	7.233	1,67	183
21	353.467	5.218	1,48	179
22	405.269	4.310	1,06	178
23	340.986	3.208	0,94	176
24	327.196	2.816	0,86	173
25	388.187	5.316	1,37	176
26	467.413	3.689	0,79	180
27	507.663	3.104	0,61	152
28	510.551	2.992	0,59	179
29	538.701	3.497	0,65	177
30	574.883	4.539	0,79	183
31	586.620	5.738	0,98	170
32	736.171	7.335	1,00	169
33	891.988	8.661	0,97	188
34	1.094.506	9.233	0,84	199
35	1.121.214	8.324	0,74	192
36	1.099.560	8.175	0,74	192
37	1.162.133	10.025	0,86	193
38	1.149.171	13.275	1,16	202
39	1.168.390	14.301	1,22	189
40	1.095.858	17.964	1,64	185
Summe	18.129.900	346.865		

Tabelle des RKI. Die 2. Spalte von rechts zeigt die Quote der positiv Getesteten in Prozent (relativ). Erst seit Herbstbeginn steigt sie (wie erwartbar) leicht an.

Die Tempo-Probleme der Musiker fingen an, als der erste Komponist *absolute* Zahlen fürs Zeitmaß festlegen wollte – das war Beethoven! Angesichts seiner großartigen Musik sei es ihm verziehen.

Herr, lehre doch mich, dass ein Ende mit mir haben muss

Von Johann Sebastian Bachs zwanzig Kindern starben zehn vor ihrem dritten Lebensjahr. Wolfgang Amadeus Mozart hatte sechs Kinder, von denen zwei die Säuglingsjahre überlebten. Das war normal: Um 1800 erreichte nur jedes zweite Kind das fünfte Lebensjahr, der Tod war allgegenwärtig. Wie ertrug man das? Viele nahmen es als gottgegeben hin: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herren sei gelobet!“ Aber dann entwickelte die Menschheit in atemberaubendem Tempo (200 Jahre bedeuten in weltgeschichtlichem Maßstab betrachtet gar nichts!) eine Wissenschaft, die die Allgegenwart des Todes aus dem Leben ausradierte. Das ist natürlich fantastisch, aber auch eine gefährliche Täuschung. Denn wir verschieben den Tod immer weiter nach hinten, können ihn aber nicht abschaffen. Wir haben zwar etwas gewonnen – Lebenszeit –, aber wir selbsternannten „Aufgeklärten“, die wir den Traum vom ewigen irdischen Leben träumen, haben damit auch etwas Wichtiges verloren: das Bewusstsein, dass der Tod unausweichlich ist, sowie die Fähigkeit, damit souverän umzugehen.

Ein alter Mensch, der heute schwer vorerkrankt „an Corona“ stirbt, hätte ohne diese Krankheit vielleicht drei Monate länger gelebt. Deshalb, so hört man, seien die Corona-Maßnahmen wichtig und richtig. Denn „wollen wir ihm etwa das Recht absprechen, diese Zeit noch zu erleben? Uns zum Herrn über Leben und Tod machen?“ Das ist eine typische Frage *unserer* Zeit. Im Jahre 1750 hätte man sie gar nicht verstanden. Zum Beispiel der alte Bach, der die Hälfte seiner Kinder hatte sterben sehen und „Soli Deo Gloria“ unter jedes seiner Werke schrieb; wenn man ihm gesagt hätte: „Wir stellen Sie unter Quarantäne, Sie dürfen Ihre letzten Tage leider nicht mit Musik im Kreise Ihrer Kinder und Enkel verbringen und müssen auf die christlichen Rituale verzichten, die Ihnen das Hinübergehen erleichtern, aber dafür leben Sie drei Monate länger“; hätte er da wohl gesagt: „Gut, das lohnt sich“? – Absurd! Er hätte das als Deal mit dem Teufel verabscheut.



Mozart, der wie gesagt vier seiner sechs Kinder im Säuglingsalter sterben sah, schrieb in einem Brief an seinen Vater: „*Da der Tod der wahre Endzweck unseres Lebens ist, so habe ich mich mit diesem*

wahren, besten Freund des Menschen so bekannt gemacht, dass sein Bild nicht allein nichts Schreckendes mehr für mich hat, sondern recht viel Beruhigendes und Tröstendes, und ich danke meinem Gott, dass er mir das Glück gegönnt hat, mir die Gelegenheit – Sie verstehen mich – zu verschaffen, ihn als den Schlüssel zu unserer wahren Glückseligkeit kennen zu lernen.“

Das war in den 1780er Jahren. Achtzig Jahre später, mitten in der rasanten Entwicklung der Naturwissenschaft, hatte der Umgang mit dem Tod schon seine Selbstverständlichkeit verloren. Johannes Brahms vertonte zu dieser Zeit in seinem „Deutschen Requiem“ folgende erschütternden Worte aus dem 39. Psalm: *„Herr, lehre doch mich, dass ein Ende mit mir haben muss, und dass mein Leben ein Ziel hat, und ich davon muss!“* Der Mensch bittet also seinen Gott, ihn zu lehren, was er (sonst könnte er diese Bitte nicht formulieren) doch bereits weiß: dass sein Leben ein Ziel (ein Ende) hat. – Wie das? – Weil dieses Wissen bisher kein wirkliches, kein verinnerlichtes Wissen ist, sondern nur ein verstandesmäßiges, das leider nicht hilft! Damit formuliert Brahms unter Benutzung des uralten Bibeltexes das Problem des modernen Menschen: Wir wissen, dass wir endlich sind, wollen es aber nicht wahrhaben.

Hätte man das gesellschaftliche Experiment, das wir gerade erleben, mit den Menschen der Mozart-Zeit machen können? Nein! – weil sie einen anderen Umgang mit dem Tod hatten. Wer heute mit Menschen zusammenkommt, die nicht im urbanen intellektuellen Milieu aufgewachsen sind, zum Beispiel in einem Alpendorf, spürt noch etwas von diesem Lebensgefühl. Natürlich, die Leute dort sind heute auch ans System angeschlossen. Aber da gibt es immer noch Menschen, die würden nie einen Arzt konsultieren, weil sie diesen „Studierten“ instinktiv misstrauen, und suchen lieber „Kräuterhexen“ auf. Bei Trauerfeiern in so einer Dorfkirche kann durch rituelle Gesänge und Gebete eine ungeheure Energie entstehen, und man merkt: Nur unter massivem Druck und mit schlechtem Gewissen würde man dort einen Angehörigen anonym in einer Intensivstation ohne Sterbesakramente und geistlichen Segen gehen lassen.

Diese Gottergebenheit: „Wenn er mich zu sich nimmt, dann geh' ich hin mit Freuden“ – wäre es nicht segensreicher, davon etwas wiederzuerlangen, statt uns mit „Lebensverlängerung“ zu beschäftigen?

Widerspruch

Natürlich erwarte ich gegen alles, was ich hier schreibe, Widerspruch, besonders aber gegen die letzten beiden Seiten. Man wird einwenden: Gerade an der Tatsache, dass die Kindersterblichkeit so radikal gesunken und gleichzeitig die Lebenserwartung so erfreulich gestiegen sei, könne ich doch ablesen, wie segensreich die moderne Medizin sei (die auch jetzt wieder alles tue, um uns vor einer gefährlichen Krankheit zu retten). Das erkenne ich an, und wer genau gelesen hat, wird das auch nicht übersehen oder überhört haben. Ich darf mich zitieren; ich schrieb: *„Das ist natürlich fantastisch, aber auch eine gefährliche Täuschung ... Wir haben zwar etwas gewonnen, ... aber ... auch etwas Wichtiges verloren ...“*

Ich weise also lediglich darauf hin, dass wir alles, was wir gewinnen, mit etwas anderem erkaufen. Natürlich: Wir können glücklich sein, einem so grausamen Gott, der Kinder sterben lässt, endlich in den Arm fallen zu können. Aber (!) wissen wir, ob die Menschen des 17. oder 18. Jahrhunderts weniger glücklich waren als wir heute? Vielleicht waren sie sogar glücklicher? Wissen wir das denn wirklich? Klar, wir bilden es uns ein, weil wir glauben zu wissen, was „Glück“ ist; wir setzen es mit dem gleich, was wir „Lebensqualität“ nennen – einer Größe, die inzwischen von Statistikern gemessen wird.

Bei Wikipedia lesen wir über „Lebensqualität“: *„Ein wichtiger Faktor ist hierbei der materielle Lebensstandard. Daneben gibt es einige weitere Faktoren mit einem Einfluss auf Glück und Zufriedenheit, z.B. Bildung, Berufschancen, sozialer Status, Gesundheit, Natur und andere. Diese werden in dem Begriff immaterieller Wohlstand zusammengefasst.“* Offen gestanden finde ich es alarmierend, dass der „immaterielle Wohlstand“ sich angeblich aus Bildung, Berufschancen, sozialem Status, Gesundheit und Natur zusammensetzt – das zielt doch alles auf Materielles! Andere Faktoren scheinen so unwichtig zu sein, dass sie nicht einmal eigens genannt werden.

Ich liebe den Komponisten Heinrich Schütz. Durch ihn sind mir – ähnlich wie durch Brahms (siehe die vorige Seite) – einige Bibelstellen tief ins Bewusstsein gedrungen, die mir zuvor noch kein Pfarrer nahebringen konnte. Eine davon findet sich in den „Musikalischen Exequien“, einer deutschen Totenmesse, die Schütz für einen Fürs-

ten schrieb. Der hatte Schütz zu Lebzeiten mit der Komposition beauftragt und die zu vertonenden Texte bereits vorgegeben. Einer der Texte lautet: *„Das Leben währet siebenzig Jahr, und wenn's hoch kömmt, so sind's achtzig Jahr, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Müh' und Arbeit gewesen.“* Schütz hat diesen Text genial komponiert, der Hörer glaubt „Müh' und Arbeit“ unmittelbar mitzuerleben, ja strengt sich beim Hören unversehens mit an (überhaupt erschließen sich solche Texte mit Musik viel leichter)!

Auf diese letzte Zeile kommt es mir an: Ein von „Müh' und Arbeit“ geprägtes Leben ist gerade deshalb „köstlich“, so verstehe ich sie. – Moment einmal: Ein „köstliches“ Leben sollte doch ein Leben voller „Lebensqualität“ sein, oder? Was stimmt hier nicht? Wer materialistisch denkt, kann das nicht verstehen. Auch mir fiel das bisher schwer. Aber meine Frau und ich haben durch „Corona“ die Gelegenheit bekommen, uns diesen Bibelworten etwas anzunähern: Im März 2020 nahmen wir meine 98jährige Schwiegermutter aus dem Altenheim, das jetzt ein Gefängnis geworden war. (Wer klagt eigentlich gegen diese hunderttausendfache Verletzung der laut Grundgesetz *unantastbaren* Menschenwürde?) Wir versorgen sie seither daheim, obwohl das eine große Belastung darstellt (zumal meine Frau körperbehindert ist), die uns zur Zeit kein normales Leben erlaubt. Ab und zu spüren wir aber, dass dieser Liebesdienst unserem Leben auf einer rein geistigen Ebene etwas Wertvolles hinzufügt, dessen Sinn wir vielleicht erst später in Gänze erkennen werden.

Dies ist eine Annäherung, nicht mehr. Aber sie zeigt, dass wir gar nicht ermessen können, ob die Welt- und Lebensanschauung früherer Zeiten der unseren unter- oder überlegen war. Wir urteilen zwangsläufig aus unserer subjektiven Sicht heraus, die stark materialistisch geprägt ist. Das gilt durchaus auch für das Thema Kindersterblichkeit: Wir halten uns für fortschrittlich und human, indem wir jedes Kind medizinisch begleiten, impfen und jede mögliche Fehlentwicklung frühzeitig erkennen. Aber wir haben auch Abtreibung, plötzlichen Kindstod, Kinder mit Krebs, schrecklichen Allergien und Impfschäden, oftmals quälende Schulpflicht, Kinder mit Depressionen, ADHS ... Ich stoppe hier die Aufzählung.

„Wie kannst du sagen zu deinem Bruder: ‚Ich will dir den Splitter aus deinem Auge ziehen!‘ – und siehe, ein Balken ist in deinem Auge?“

Mundschutz – Maske – Maulkorb

Es gibt Menschen, die denken assoziativ, d.h. sie sehen Zusammenhänge, für die andere blind sind. Sie begreifen Phänomene auf einer Wirklichkeitsebene als *Symbole* für eine andere Ebene. Viele Kinder können das, Künstler auch; jede Note, jeder Pinselstrich ist ein Symbol. Die meisten Erwachsenen aber denken (wenn sie überhaupt denken) nur noch in Kausalketten: „Wenn – dann“. Dabei steckt die Welt voller Symbole, und sie sind wirksam; unser Unterbewusstsein – das beweist jeder Traum – kennt sie alle!

Warum werden in der Schule kaum noch künstlerische Fächer gelehrt? Damit die Menschen Symbole nicht entschlüsseln können und leichter manipulierbar sind? Jedenfalls bombardiert man sie mit genau jenen Symbolen, und die richten dann im Unterbewusstsein Verheerendes an. Bereits Sigmund Freuds Neffe Edward Bernays, der 1928 das Buch „Propaganda“ schrieb und auf den die moderne Werbepsychologie zurückgeht, erkannte die Wirkung von Symbolen als zentralen Punkt jeder PR-Strategie und benutzte sie skrupellos. Das Symbol der Unterwerfung unter die Corona-Diktatur ist *die Maske*.



Auf dem Schild steht: *Wie lange möchte uns das Denken wohl noch erlaubt bleiben?*

Diese Karikatur stammt von 1820. Damals gab es die Masken nur in der Vorstellung und auf solchen Bildern. Wer konnte sich damals ausmalen, dass diese Schreckensvision genau zweihundert Jahre später Wirklichkeit werden würde? Sollten die gewieften Massen-

psychologen in der Nachfolge Bernays' solche Karikaturen und den Symbolgehalt der darauf gezeigten Masken etwa nicht kennen?

Es ist auffallend, wie viele Begriffe, die von Selbstbestimmung und Menschenwürde handeln, in der Deutschen Sprache mit dem Gesicht, speziell dem Mund, und gelegentlich mit der Abgrenzung zum Tierreich zu tun haben. Zur Zeit muss uns dieser Befund erschrecken, denn im Umkehrschluss heißt das, dass uns mit dieser Maske ein Symbol der Entwürdigung aufgezwungen wird.

Ein Mensch, der eine Maske trägt, ist ein Mensch ohne Mund. Er wurde **entmündigt** (der Mund wurde ihm weggenommen) und ist nun **unmündig**. Wer **unmündig** ist, der kann nicht für sich selbst sprechen. Er hat eine Behinderung **vor** dem **Mund** und braucht einen **Vormund**. Dieser übernimmt die „Fürsorge“ für sein **Mündel**.



Wer findet den Fehler?

– Wenn jemand **sein Gesicht verloren** hat, hat er sein **Ansehen** und seine Würde verloren. Mit Maske kann man nicht **Gesicht zeigen**, d.h. Zivilcourage beweisen, sondern man wurde **mundtot** gemacht. – Einem charaktervollen Menschen schreibt man zu, dass er **Profil** besitzt. Wer in positivem Sinne von sich reden macht, **profilert** sich. Schauen Sie einmal einen Menschen, der seine Maske „korrekt“ trägt, von der Seite an: Sie sehen eine flache, aussageleere Gesichtsmasse ohne Umriss, ohne Charakter, eben ohne **Profil**. – Man trägt einen **Maulkorb**. Einen solchen trägt normalerweise nur ein Tier (früher trug ein Hund einen Maulkorb und das Herrchen keinen, heute kann man zuweilen das Gegenteil beobachten). Der **Maulkorb** macht das Tier harmlos, indem er es einer Waffe beraubt, die es zur Verteidigung braucht. – Aber die Maske sieht oft selbst aus wie ein Maul, und wer sie trägt, **macht sich zum Affen**.

– Wenn jemand **sein Gesicht verloren** hat, hat er sein **Ansehen** und seine Würde verloren. Mit Maske kann man nicht **Gesicht zeigen**, d.h. Zivilcourage beweisen, sondern man wurde **mundtot** gemacht. – Einem charaktervollen Menschen schreibt man zu, dass er **Profil** besitzt. Wer in positivem Sinne von sich reden macht, **profilert** sich. Schauen Sie einmal einen Menschen, der seine Maske „korrekt“ trägt, von der Seite an: Sie sehen eine flache, aussageleere Gesichtsmasse ohne Umriss, ohne Charakter, eben ohne **Profil**. – Man trägt einen **Maulkorb**. Einen solchen trägt normalerweise nur ein Tier (früher trug ein Hund einen Maulkorb und das Herrchen keinen, heute kann man zuweilen das Gegenteil beobachten). Der **Maulkorb** macht das Tier harmlos, indem er es einer Waffe beraubt, die es zur Verteidigung braucht. – Aber die Maske sieht oft selbst aus wie ein Maul, und wer sie trägt, **macht sich zum Affen**.

Ist es Zufall, dass die Sprache so symbolträchtig ist? Sprachen wir bisher nicht gern von der „Weisheit der Sprache“? Dann müssen wir, wenn wir uns selbst ernst nehmen wollen, die Masken wegwerfen!

Medikamente mit geringen Nebenwirkungen

Meine Frau Angeli sieht etwas anders aus als andere Menschen; sie ist contergangeschädigt. Anfang der 60er Jahre nahmen, wie Angelis Mutter, tausende schwangere Frauen das Medikament „Contergan“, ein angeblich harmloses Schlafmittel der Firma Grünenthal. Sie gebaren Kinder ohne Arme und/oder Beine, mit Händchen oder Füßchen direkt an den Schultern bzw. Hüften, aber auch mit schweren inneren Schäden. Und wer manche Details des „Contergan“-Skandals mit „Corona“ vergleicht, erkennt erschüttert: Geschichte wiederholt sich.



Der „Contergan“-Erfinder Dr. Heinrich Mückter war Mitglied der SA und der NSDAP gewesen, Stabsarzt und stellvertretender Direktor des Instituts für Fleckfieber und Virusforschung des Oberkommandos des Heeres. KZ-Häftlinge und polnische Zwangsarbeiter wurden dort als Versuchspersonen missbraucht, nicht wenige starben dabei. Mückter setzte nach dem Krieg bei Grünenthal das fort, was er im Umfeld eines KZ begonnen hatte, und entwickelte aggressiv neue Medikamente, egal ob Menschen dabei zu Schaden kamen. Brutal drückte er sein neues Projekt „Contergan“ gegen alle Widerstände durch: Erste Schadensfälle in den Familien eigener Mitarbeiter wurden einfach ignoriert, aber bald folgten eindringliche Warnungen eines Kinderarztes, Dr. Widukind Lenz. Auch die schlug man in den Wind, bis Lenz sich endlich an die Presse wendete. Dieser Schritt hatte (damals war das noch so!) eine entscheidende Wirkung: Grünenthal nahm „Contergan“ vom Markt.

Wissenschaftliche Karrieren beginnen so: Ein begabter Nachwuchsforscher fällt in Fachkreisen auf, und in einflussreichen Zirkeln nickt man wohlgefällig: So einen kann man brauchen! Dem Forscher ebnet das Wege zu Geldtöpfen, Ruhm und Wohlstand, es folgen Promotion, Berufung in ein hohes Amt: die Sektkorken knallen. Allerdings: Je nachdem, wie gerade die politischen Gegebenheiten sind, kann es passieren, dass diese Wege in die Nähe eines KZ führen. Möglicherweise bekommt der Forscher gar nicht mit, was dort abgeht; seine Arbeitsbedingungen sind ja so gut! Er kann immer sofort

ausprobieren, wie die Sachen wirken, die er entwickelt. Skrupel wehrt er mit dem Gedanken ab: Die, die bei den Studien mitmachen, sind ja „nur“ Gefangene, also Kriminelle.

Andere Forscher arbeiten in einer neuen Zeit, in der die Menschenwürde als unantastbar gilt. Das ist entspannender, aber auch umständlicher, denn die Forscher der neuen Zeit haben keine KZ-Insassen als Versuchskaninchen. Und einfach so unerprobtes Zeug auf den Markt zu werfen ist auch nicht mehr möglich, dafür gibt es jetzt Regularien. Alles läuft anders in der neuen Zeit: zu offensichtlich Brutales ist verpönt. Aber die Forscher sind ehrgeizig wie eh und je, und einer hat eine Idee: Man wartet auf eine Pandemie und hilft bei ihrer Erzeugung etwas nach. Ja, und *„dann müssen wir wahrscheinlich regulative Dinge außer Kraft setzen, was Impfstoffe angeht.“* Ich verstehe langsam: Er will die Impfstoffe gleich am ganzen Volk oder einem Teil davon ausprobieren. Aber wenn doch wieder so etwas passiert wie bei „Contergan“? – Auch dafür ist eine Lösung bei der Hand: *„Für so ein Risiko müsste dann auch der Staat haften“.*

Diese Zitate kann man nachhören im Podcast eines unserer führenden Virologen. Dafür, worüber er hier laut nachdenkt, gibt es ein Vorbild: Der Staat haftet nämlich auch für die Grüenthal-Opfer, weil der „Contergan“-Prozess Ende der 60er Jahre keineswegs mit einer Verurteilung der Schädiger endete. Sondern es wurde eine Stiftung gegründet, in die Grüenthal einen einmaligen Betrag einzahlte. Seit dieses Geld verbraucht ist, das heißt seit Jahrzehnten, werden die Renten der Opfer vom Steuerzahler bezahlt.

Besagter Virologe dramatisierte übrigens schon 2009 die Schweinegrippe, um die Impfung zu propagieren: *„Bei der Erkrankung handelt es sich um eine schwerwiegende allgemeine Virusinfektion, die erheblich stärkere Nebenwirkungen zeitigt als sich irgendjemand vom schlimmsten Impfstoff vorstellen kann.“* Der Staat musste am Ende sechzehn Millionen Impfdosen entsorgen. Und dann waren da noch die „geringen Nebenwirkungen“ des Impfstoffes. Zwar nicht viele, aber doch genug Menschen hatten sich impfen lassen, manche müssen sich nun ihr Leben lang mit der Schlafkrankheit „Narkolepsie“ herumschlagen, die ein normales Leben unmöglich macht.

Wie haftet man für so etwas, Herr Virologe? So wie bei „Contergan“?

Des Kaisers neue Krankheit, frei nach Hans Christian Andersen

Vor vielen Jahren lebte ein Kaiser, der ungeheuer viel auf die Gesundheit hielt. In der großen Stadt, in welcher er wohnte, ging es sehr munter zu; an jedem Tage kamen viele Fremde an. Eines Tages kamen auch zwei Betrüger, die gaben sich für Ärzte aus und sagten, dass sie die schlimmste Krankheit, die man sich denken könne, zu bekämpfen verständen. Eine solche Krankheit sei aber bereits im Umlauf und dabei besonders tückisch, besäße sie doch die wundersame Eigenschaft, dass sie für jeden Menschen unsichtbar wäre, der nicht für sein Amt taugte oder unverzeihlich dumm sei.

Der Kaiser erschrak, dachte aber bei sich: „Das wäre ja eine interessante Krankheit! Wenn es die wirklich gäbe, könnte ich dahinter kommen, welche Männer in meinem Reiche zu dem Amte, das sie haben, nicht taugen; ich könnte die Klugen von den Dummen unterscheiden! Ja, diese Krankheit muss sogleich genau erforscht werden!“ Und er gab den beiden Betrügern viel Geld, damit sie ihre Arbeit beginnen möchten. Die richteten sogleich Laboratorien ein und taten, als ob sie arbeiteten. Das übrige Geld steckten sie aber in ihre eigene Tasche und saßen in den Laboratorien bis spät in die Nacht, aßen und tranken und ließen sich's gut gehen. Die wirklichen Ärzte im Lande staunten, aber nur wenige von ihnen murrten.

Nach einiger Zeit dachte der Kaiser: „Ich möchte doch wohl wissen, wie es mit der schlimmen Krankheit steht, die mein Volk heimsucht!“ Aber es war ihm ordentlich beklommen zu Mute, wenn er daran dachte, dass derjenige, welcher dumm sei oder schlecht zu seinem Amte taugte, die Krankheit nicht sehen könne. Nun glaubte er zwar, dass er für sich selbst nichts zu fürchten brauche, aber er wollte doch erst einen andern senden, um zu sehen, wie es damit stände. „Ich will meinen alten, ehrlichen Minister zu den Ärzten senden!“ dachte der Kaiser, „er kann am besten beurteilen, wie die Sache sich ausnimmt, denn er hat Verstand, und keiner versieht sein Amt besser als er!“ Nun also ging der alte, gute Minister in das Laboratorium hinein, wo die zwei Betrüger saßen und in ihre Reagenzgläser schauten. „Oh, Herr Minister“, begrüßten sie ihn, „kommt mit uns und besucht Eure Kranken!“ Und sie nahmen ihn mit in all die Krankenhäuser des Reiches, diese aber waren leer. „Gott behüte!“ dachte der alte Minister und riss die Augen auf; „ich kann ja nichts erbli-

cken! Sollte ich dumm sein und nicht zu meinem Amte taugen? Kein Mensch darf das wissen! Nein, es geht nicht an, dass ich erzähle, ich könne die Kranken nicht sehen!“ – „Nun, Sie sagen nichts dazu?“ fragte der eine Betrüger. – „Oh, es ist schrecklich!“ antwortete der Minister, ich werde es dem Kaiser sagen, dass er dem Volk die Gefahr recht eindringlich vor die Augen male!“ – „Nun, das freut uns!“ sagten die falschen Ärzte und nannten die Krankheitserreger mit Namen und erklärten das seltene Krankheitsbild. Der alte Minister passte gut auf, damit er dasselbe sagen könnte, wenn er zum Kaiser zurückkäme, und das tat er.

Bald sprachen alle Menschen in der Stadt von der neuen Krankheit, und manche behaupteten sogar einen zu kennen, der sie hatte! Nun wollte der Kaiser selbst sehen, was es damit auf sich hätte. Mit einer ganzen Schar auserwählter Männer, unter denen auch der ehrliche Staatsmann war, der schon früher dort gewesen, ging er zu den beiden falschen Ärzten hin, die mit noch angestrenzteren Mienen als früher in ihre Reagenzgläser schauten. – „Sind sie nicht prächtig fleißig?“ sagte der alte Minister, „welch ein Können, Welch ein Wissen!“ Dann nahm er den Kaiser und die ganze Schar mit in die leeren Krankenhäuser, denn er glaubte, dass die andern die Kranken wohl sehen könnten. – „Was?“ dachte aber der Kaiser, „ich sehe ja gar nichts! Bin ich dumm? Tauge ich nicht dazu, Kaiser zu sein? Das wäre das Schrecklichste, was mir passieren könnte!“ – Zu den Betrügern sagte er deshalb: „Oh, diese Krankheit scheint wirklich sehr bedenklich, Ihre Arbeit hat meinen allerhöchsten Beifall!“ Und er nickte zufrieden und sprach mit den eingebildeten Kranken, denn er wollte nicht zugeben, dass er nichts sehen könne. Und auch sein ganzes Gefolge sagte wie der Kaiser: „Oh, wie bedenklich!“

Es stand aber eine große Prozession in der Hauptstadt bevor, und die Betrüger rieten dem Kaiser, sich dabei einen Maulkorb anzulegen, wie ihn die Hunde tragen: der werde ihn vor der Krankheit schützen. Wie der Kaiser aber nun mit dem Hundemaulkorb im Gesicht vor das Volk trat, sagte endlich ein kleines Kind: „Seht einmal den Narren!“ Alles Volk lachte, und der Vater sagte: „Herr Gott, hört des Unschuldigen Stimme!“ Einer zischelte dem andern zu, was das Kind gesagt hatte. – „Seht einmal den Narren!“ rief zuletzt das ganze Volk. Das ergriff den Kaiser, denn es schien ihm, sie hätten Recht; aber er dachte bei sich: „Nun muss ich die Prozession aushalten.“



Die meisten von uns finden sich zum ersten Mal in einer Situation wieder, die man „historisch“ nennt. Jeder Einzelne wacht auf, reibt sich die Augen und muss erkennen, dass es auf *ihn persönlich* ankommt. Oder sollen etwa dereinst die Kinder in den Geschichtsbüchern lesen: „Die Menschen ließen das alles über sich ergehen und wehrten sich nicht“?

Jürgen Plich

www.klavierspielkunst.at

www.selber-denken.eu

